

# Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

zur

## Deutschen Rundschau

Nr. 281.

Bromberg, den 5. Dezember 1931.

### Das doppelte Gesicht

Roman von Max Neal.

(Urheberschutz für (Copyright by) Knorr & Hirth  
G. m. b. H., München.)

(24. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Eine ruhigere, gefastere Stimmung überkam ihn.

Da wurden die Kiegel laut zurückgeschoben, ein Schlüssel knarrte und in der Tür erschien der Sergeant. Er machte eine einladende Bewegung und ließ den Oberleutnant von Wasil eintreten, dann verließ er wieder die Zelle.

Die beiden Brüder lagen sich wortlos in den Armen. Heftiges Schluchzen drohte Gregor zu ersticken.

Erken klopfte, auch um sich selbst zu beruhigen, dem Jüngeren auf den Rücken, machte sich los und sagte, sich mühsam bezwingend: „Kopf hoch, Gregor! Ob ein Soldat ein bißchen früher oder später ins Gras beißen muß, was macht das aus.“

Gregor biß die Zähne aufeinander. Er schämte sich ein bißchen, sich so schwach zu zeigen. „Warum hast du dir das Leben versichert?“ stammelte er in liebendem Vorwurf. „Du wärst jetzt frei, wenn du nicht . . .“

„Sehr einfach, mein Junge“, unterbrach ihn Erken, „weil ich das Opfer Bettinas, einem alten ungeliebten Mann zeitlebens anzugehören, nur um mich zu retten, nicht annehmen konnte. Und um einen anderen Preis war die Begnadigung vom Herzog nicht zu erlangen.“

„Aber du hast nicht einmal etwas erreicht, Iwan. Nun wird Bettina ja doch die Gattin des Herzogs“, erwiderte Gregor mit erregter Beharrlichkeit.

Erken schüttelte den Kopf. „Das wird mein Tod verhindern. Bettina wird jetzt dem Herzog, wenn er an mir das Urteil vollstrecken läßt, niemals die Hand reichen. Nur was aus ihr werden soll, wenn ich nicht mehr bin, bedrückt mich schwer. Und darum sage dem Vater als meinen letzten Wunsch, er soll sie zu sich nehmen als sein Kind.“

„Das will ich gern. Und Vater wird es gewiß tun. Im übrigen aber kannst du die Sache drehen und wenden, wie du willst, ich bleibe darauf bestehen, daß du falsch gehandelt hast“, rief Gregor. „Du hättest an dein Vaterland denken müssen, das dich braucht. Du hättest es über deine Liebe stellen müssen!“

Erken lächelte wehmütig. „Das habe ich ja auch getan. Aber wir haben nicht mit dem Schicksal gerechnet, das die Leute Zufall nennen, und das uns wieder zusammengeführt hat. Und nun muß ich ihm unerbittlich ins Auge sehen. Dagegen hilft nichts. Das Vaterland hat noch mehr Männer, man schlägt die Reihen, wenn einer verschwindet.“

„Ja, Iwan . . . ich werde für dich in die Reihe springen, dein Werk fortzusetzen“, rief Gregor begeistert. „Man weiß nicht, daß ich dein Bruder bin. Ich habe außerdem das Vertrauen der Prinzessin, und so hoffe ich, deine Stelle einnehmen zu können, um dem Vaterland ebenso erfolgreich dienen zu können wie du!“

Joachim betrachtete mit leuchtenden Augen seinen Bruder. „Gregor, ich war immer ein wenig bang um dich.

Jetzt aber sehe ich, daß ich keine Sorge um dich zu haben brauche. Du bist ein echter Tschewl!“ Herzhaft bot er ihm die Rechte, feurig schlug Gregor ein.

Sie hatten nicht bemerkt, daß der wachhabende Sergeant einen Kapuzinerpater in die Zelle hatte eintreten lassen.

„Herr Rittmeister, man schickt Ihnen geistlichen Zuspruch“, meldete der Sergeant mit einer Stimme, die vom Schnaps krächzend klang.

Erken drehte sich zu dem neuen Besuch um, dann drückte er seinem Bruder fest die Hand. „Nun leb' wohl, Gregor . . . grüße mir Vater und Mutter und sage ihnen, daß ich als echter Soldat sterbe. Und vergiß nicht, Bettinas wegen mit dem Vater zu sprechen.“

Gregor wollte vor Schmerz aufschreien, aber in seiner Kehle saß nichts wie ein mattes Achzen. Er umarmte nochmals seinen Bruder und stürmte aus der Zelle, während der Sergeant langsam folgte.

Pater Benediktus war vom Alter leicht gebeugt. Das ebenmäßige, von der Luft gebräunte Gesicht umrahmte ein silberweißer Bart, der weit über die braune Kutte herabsiel. Was aber an ihm besonders auffiel, das waren seine klugen, blauen Augen, sie waren tief und klar. „Ich bin gekommen, Ihnen die Tröstungen der Kirche zu spenden“, sagte er mit einer weichen, fast melodisch klingenden Stimme. Dabei ruhten seine Augen mit feierlichem Ernst auf Erken.

Dieser verneigte sich ein wenig.

„Hochwürdiger Pater, ich danke Ihnen, aber ich bin Russe und in meiner Religion erzogen.“

Pater Benediktus lächelte milde, als er mit großer Wärme antwortete: „Wenn Sie vor Gottes ewigem Richterstuhl erscheinen, fragt er nicht, wessen Hand Sie hinsteuergeliehet hat: die eines Popen oder die eines Kapuziners.“

Der Rittmeister senkte langsam und nachdenklich den Kopf.

„Der Kernpunkt ist, daß wir an ihn glauben. Freilich, die Wissenschaft und die Freigeister möchten den lieben Gott gerne aus der Welt hinauskomplimentieren, aber er lächelt darüber und verzeiht ihnen, denn auch sie wissen nicht, was sie tun. Und diesen allgütigen, allweisen Gott bringe ich Ihnen, wenn auch nicht als Priester Ihrer Religion“, fuhr der Pater fort und hob dem Rittmeister das Kreuz, das an seiner weißen Bücherschnur hing, entgegen. „Wir wollen ihn gemeinsam bitten, daß er über Sie in der schwereren Stunde seine Hände segnend halten möge.“

Erken beugte sich hinab und küßte demutsvoll das Kreuz.

#### Vierzehntes Kapitel.

Bettina lag in einem Zustand völliger Starrheit in dem mit Seidenvorhängen drapierten und von einem gestickten Baldachin überdachten Himmelbett des Zimmers, wohin man sie nach ihrem körperlichen und seelischen Zusammenbruch gebracht hatte.

Sie machte den Eindruck einer lebendigen Toten. Ihre Haut schimmerte bläulich, schwarze Schatten lagen unter den Augen, die weit geöffnet in unbekannte Fernen zu starren schienen mit dem Ausdruck der plötzlich versteinerten Angst, den der Anblick von etwas Schrecklichem, Schauer-



lichem hervorrust. Der zartgeschwungene Mund war ein wenig geöffnet, als wäre irgendein letztes Wort auf den Lippen erstorben. Kein Atem hob und senkte die Brust. Es war, als ob alles Leben aus diesem Körper entflohen wäre.

Der Hofarzt, der eben einen Aderlaß vorgenommen hatte, legte einen Verband um den Arm Bettinas. Dann wusch er sich in einer Schüssel, die die Gräfin hielt, die Hände, trocknete sie an einem Tuch, stülpte die Ärmel seines Hemdes herunter und schlüpfte in seinen Rock.

Langsam trat er wieder an das Bett und betrachtete die Hand am Kinn, mit gespannter Aufmerksamkeit die Kranke.

Die Gräfin ließ keinen Blick von dem Arzt, als wollte sie das Schicksal ihres Kindes von seinem Gesicht ablesen.

„Ein sonderbarer Fall“, wandte sich der Arzt halb zur Gräfin. „Hier muß die Seele in einen argen Konflikt mit dem Leib geraten sein. Da kann meine Kunst wohl nicht viel anrichten. Vielleicht bringt der Aderlaß eine Änderung. Aber ich fürchte einen schlimmen Ausgang, wenn nicht irgendein Ereignis eine neue, heftige Seelenbewegung bewirkt und dadurch die Starre löst.“

Die Gräfin war tief niedergedrückt. Ihr bangte um das Leben Bettinas. „Gibt es denn gar kein Mittel, ihr zu helfen?“ fragte sie zaghaft.

Der Hofarzt griff nach Hirt und Stod. „Die Komtesse hat zweifellos eine schwere seelische Erschütterung erlitten. Dagegen helfen Medicinen verhältnißmäßig wenig“, erklärte er und hielt, eine wichtige Miene aufsetzend, den Knäuel seines Stodes an die Nase. „Hier gibt es nur ein Mittel: sozusagen Gleiches mit Gleichem zu heilen.“

Er zog seinen Rock straff und häubte ein paar Baiserchen von seinen Ärmeln. „Ich muß mich jetzt entschuldigen, Frau Gräfin. Ich habe vom Herzog den Auftrag, ihm über das Befinden der Komtesse und die Art ihrer Krankheit sofort Bericht zu erstatten. Gegen Abend werde ich wieder nach der Kranken gehen. Bis dahin fleißig die Tropfen eingeben, die ich mit besonderer Sorgfalt mischen ließ, und die Glieder ab und zu mit Essigwasser einreiben. Mehr läßt sich vorläufig nicht tun.“

Er machte eine zeremonielle Verbeugung und entfernte sich mit gravitätischen Schritten.

Die Gräfin ließ sich auf den Bettrand nieder und fuhr mit der Hand über die sich eisig anfühlende Stirne ihres Kindes. Und dabei haberte sie mit ihrem Gesicht, das ihr nichts ersparte. Nicht nur den Gatten hatte der unerlöschliche Tod zu früh von ihrer Seite gerissen, nun streckte er auch noch nach ihrem Kind die Hand aus. Hatte denn der Herr im Himmel gar kein Erbarmen mit einer alten, einsamen Frau?

Und sie barg ihr Gesicht wimmernd in der Dampendecke, unter der sich die schlanke Gestalt des Mädchens abzeichnete.

Dann hob sie langsam den Kopf, brachte ihr Gesicht an das Bettinas und flüsterte: „Bettina . . . Kind . . . komm doch zu dir! Du brauchst ja den Herzog nicht zu heiraten, wenn du nicht willst. Niemand wird dich dazu zwingen. Ich am allerwenigsten. Ich habe dir doch immer gesagt, tue, was du für gut findest.“

Die Gräfin glaubte in dem Augenblick selbst daran, daß sie das gesagt hatte. Sie wehrte sich gegen das Schicksal mit der Waffe der Schwachen und Berechnenden: sie belog sich selbst.

„Goldkind . . . so sprich doch endlich . . . schütte deiner Mutter das Herz aus. Sie allein hat Verständnis dafür. Du hast ja ganz recht, der Herzog ist für dich zu alt . . . und wo du nun einmal deinen Jwan geliebt hast . . .“ Sie horchte mit angehaltenem Atem, ob ihr Bettina nicht endlich antwortete. Sie hoffte, sie durch diese Zugeständnisse dem Leben wiederzugeben.

Bettina aber rührte sich nicht. Unbeweglich, in der gleichen Starrheit hingestreckt lag sie, alle Worte prallten an ihr ab.

Die Gräfin bemerkte jetzt plötzlich, daß ein Schatten über das Bett fiel, und sie hatte instinktiv das Gefühl von der körperlichen Nähe eines Menschen. Sie wandte den Kopf und sah erschrocken in das finstere Gesicht des Herzogs, der neben ihr stand und unverwandt auf Bettina starrte.

Der erste Gedanke der Gräfin war, ob der Herzog ihre Worte, die sie eben an Bettina gerichtet hatte, vernommen hatte. Vielleicht stand er schon eine Welle neben ihr, ohne

daß sie seine Anwesenheit bemerkt hatte. Dieser Gedanke verschlug ihr einen Augenblick lang die Rede.

Zögernd, unsicher und zaghaft erhob sich die Gräfin. „Hohheit . . . sie . . . sie stirbt . . .“, stotterte sie und die heftigen Flecken auf ihrem Gesicht zeigten von ihrer inneren Unruhe.

Ohne sie eines Blickes zu würdigen, sagte er rau, als säße ihm etwas im Hals: „Ich bin stehen auf dem Korridor dem Hofmedikus begegnet. Er hat mich über den Zustand der Komtesse unterrichtet.“

Das klang fast lieblos, rein sachlich, ohne Anteilnahme. Aber seine Augen verrieten eine Art zärtlicher Feigheit . . . die Feigheit jener Menschen, denen der Anblick des Unheils, an dem sie mitschuldig sind, Tränen entlockt.

Nichts regte sich im Zimmer. Als ob eine Tote hier läge. Man vernahm nur das hastige Atmen des Herzogs und das leise Schluchzen der Gräfin. Von irgendwo klang eine Drehorgel.

Statenhaft stand Johann Georg immer noch auf dem gleichen Fleck. Nur das Flirren in seinen Augen zeigte, daß Leben in ihm war.

Jetzt trat er mit entschlossenen Schritten zum Klingelzug und läutete. Man hörte die Glocke am Ende des Korridors.

Ein Diener trat ein. Johann Georg gab ihm leise einen Befehl. Der Diener entfernte sich, während der Herzog, ohne der Gräfin irgendwelche Beachtung zu schenken, im Zimmer hin und her zu gehen begann.

Die Gräfin verfolgte mit halbgefuntem Blick seine Schritte. So sehr es sie drängte, sie wagte noch nicht, ein Wort an den Herzog zu richten, um seine Stimmung gegen sie zu erfahren.

Ab und zu blieb er vor dem Bett stehen, blickte in sich gefehrt auf die Kranke, um dann seinen Rundgang durch das Zimmer fortzusetzen.

Endlich machte er an dem offenen Fenster Halt, das auf den Schloßplatz hinausging. Dort stand ein alter Irakkide mit einem Stelzfuß und drehte seine Orgel. Mädchen und Buben umringten ihn mit fröhlichen Gesichtern. Zwei Mädchen mit blonden Zöpfen, von der Soane überköhlt, wiegten sich im Tanz.

Mit einem zornigen Griff schloß der Herzog das Fenster.

In diesem Augenblick erschien der Hofmarschall im Zimmer. Seine Hand, wie entschuldigend, daß er hier einbringe, etwas erhoben, sagte er:

„Hohheit . . . der französische Gesandte bittet dringend um eine Unterredung. Er kommt in Napoleons Auftrag.“

„Habe jetzt keine Zeit!“

Baron Hahn wagte einen Einspruch, er hielt es für seine Pflicht: „Schon zum zweiten Male heute wollen Hohheit den Vicomte ab. Er wird das als einen Affront empfinden.“

„Zum Teufel, dann soll er es meinetwegen so auffassen!“

schrie der Herzog, sich jäh gegen den Hofmarschall wendend. Mit einem schenen Blick auf die Kranke dämpfte er aber sofort seine Stimme. „Bin ich ein Pudel, der schon aufzuwarten hat, wenn Napoleon den Finger hebt?“

Der Hofmarschall wollte etwas erwidern, aber der Herzog stampfte mit dem Fuß auf.

„Er soll ein anderes Mal kommen!“ Und eine energische Geste zeigte dem Hofmarschall, daß er entlassen sei.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Strolch von Shanghai.

Erzählt von E. Gonz-Tokio.

Wenn schönes Wetter war, lag er irgendwo am Schanghaier Hafen auf einem Bündel Säcke, schlief oder starrte ins Blaue hinein. Alle Europäer kannten ihn, und alle schämten sich seiner ein wenig. Denn Joe war nichts Besseres als ein Lump, wenn auch ein gutmütiger Kerl. Dann und wann hatte man ihm Arbeit, eine annehmbare Stellung angeboten, nur um ihn von der Straße fern zu halten. Doch Joe antwortete jedes Mal mit der souveränen Verachtung des Vagabunden, der auf seine zerlumpte Freiheit stolz ist: „Danke, ich lasse mich nicht blenden.“

Von Zeit zu Zeit freilich ließ sich Joe herab, an allen Handstärken der Fremdenstadt zu klingeln. Dann erzählte er



Jedem die gleiche Geschichte von einem Elbrieff, der eigentlich schon längst eingetroffen sein mußte und der ihm viel Geld bringen sollte. Jeder kannte diesen jagenhaften Brief, und schon um die Geschichte nicht zum soundsovielten Mal in ihrer ganzen Ausführlichkeit mit anhören zu müssen, gab man Joe einen Dollar.

Wenn dann die blanken Silberstücke in der Hosentasche des Strolches kimperten, so setzte zwischen Joe und seinem besseren Ich ein heftiger Kampf ein. Der eine wollte in der nächsten Opiumhöhle verschwinden und dort in seltsamen Träumen sein Bagabundenleben vergessen. Den anderen zog es zur Bank: „Bring dein Geld dorthin, und wenn du genug gespart hast, dann fang ein Geschäft damit an, ein neues Leben.“ Doch leider war der Opiumsuchtige immer stärker als der Mensch mit den guten Vorsätzen. Joe tauchte dann auf zwei Tage in irgend einer Höhle unter und lag dort besinnungslos im Opiumrausch zwischen schmutzigen Chinesen. Er war eben eine Schande für die weiße Rasse.

Deshalb steckte man in der Fremdenstadt die Köpfe zusammen und wurde sich darüber einig, daß Joe nicht einen Cent mehr erhalten sollte: „Dann muß er ja arbeiten, wenn er nicht verhungern will.“ So machte Joe bei seinem nächsten Kundgang ein verdunkeltes Gesicht, als niemand auch nur die ersten Worte seiner Geschichte vom erwarteten Elbrieff anhören wollte, sondern ihm die Tür vor der Nase zuwarf. Nach einer Stunde gab er alle weiteren Versuche auf, und die Verschworenen wiegten sich in der Hoffnung, Joe würde nun zu arbeiten beginnen.

Das tat er auch. Aber viel Zwei Stunden später trabte ein Weißer inmitten der grinsenden Chinesen auf dem „Rund“, der Hauptverkehrsstraße, und zog in einer Rikschah einen feisten Gelben, der höhnlich auf die Europäer herablächelte. Eine Schande für die weiße Rasse!

Noch am gleichen Tage suchten ein paar Europäer Joe auf, der mit seiner Rikschah zwischen einem Duzend Kulis an einer Straßenecke stand und auf neue Kundenschaft wartete. Sie sagten ihm, sie wollten gern wieder seine Geschichte von dem noch nicht eingetroffenen Elbrieff anhören, wenn er nur den erniedrigenden neuen Beruf aufgäbe. Joe ließ sie ein wenig zappeln, und dann gab er großmütig sein Einverständnis mit dem Vorschlag bekannt.

So wäre Joe auch weiter ein Dumpe geblieben, hätte er nicht die junge Mabel Brandson kennen gelernt. Die war erst vor kurzem als Kindermädchen nach Schanghai gekommen und sah den Strolch auf der Straße. Da zog sie die Brauen in unwilligem Erstaunen hoch, und Joe schlug die Augen nieder.

Dann trafen sie sich im Baginade Park wieder. Da hockte Joe auf einer Bank und ließ sich von der Sonne beschneiden. Und weil kein anderer Platz frei war, so setzte sich das Mädchen auf die gleiche Bank und sah den beiden Kindern, die sie zu betreuen hatte, beim Spielen zu.

Dann spann sich zwischen Mabel Brandson und Joe ein Gespräch an, das freilich oft stockte. Denn der Strolch wußte nicht recht, was er auf die Fragen des Mädchens antworten sollte, und besonders Mabel Brandsons graue Augen brachten ihn in Verlegenheit. Denn sie waren klar und unerbittlich: „Warum bist du zum Bagabunden, zum Nichtstuer geworden?“ Das Mädchen sprach die Frage nicht aus, aber Joe wußte, daß sie ihm doch gestellt wurde, und er wollte etne Entschuldigung für sich finden.

Er mußte sich aber lange bestimmen, denn er konnte sich nur schwer daran erinnern, warum er zum Strolch geworden war. Dann fiel es ihm ein, daß er sich schon immer leichtsinnig benommen und daß ein Mädchen ihn von sich gestoßen hatte, weil er sich nicht bessern wollte. Deswegen war er wohl in die Welt hinausgegangen und dann hier hängen geblieben. Und jetzt lohnte es sich wohl nicht mehr, ein anderer Kerl zu werden.

Er sagte das in seiner gleichgültigen Art, und das Mädchen stand ärgerlich auf: „Sie sollten sich schämen, sich selbst so aufzugeben! Wenn Sie sich zusammen nehmen und ein Mann sein wollten, gäbe es vielleicht doch noch jemand, dem Sie nicht ganz gleichgültig wären.“ Mabel Brandson ließ ihn stehen und ging weiter.

Sie war wohl mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt. So sah sie nicht, daß Joe ihr in der Ferne mit hängendem Kopf folgte, und sie achtete auch nicht wie sonst auf das Größere der beiden Kinder. Das blieb am Kai stehen und sah zu, wie ein Dampfer anlegen wollte. Und weil die

Wellen dabei gegen die Ufermauer schlugen, daß es klang, als schnappte ein Laubfrosch nach Fliegen, so ließ das Kind bis an den Rand des Kais und sah ins Wasser. Es beugte sich neugierig vor und fiel hinein.

Der Schrei riß das Kindermädchen herum. Doch bevor Mabel Brandson den Rand der Ufermauer erreichte, war Joe, der Strolch, in den schmalen Spalt gesprungen, der zwischen Kai und Schiffsrumpf lagte.

Ein paar Menschen schrien vom Ufer aus zur Kommandobrücke hinauf. Doch ihre Warnung kam zu spät. Wohl fand Joe Zeit, das Kind über den Kopf zu heben und Mabel Brandson zuzureichen, doch ihn selbst packten Schiffsrumpf und Mauer wie die Backen einer gewaltigen Flackgaube.

Als das Schiff wieder etwas in den Fluß zurückfiel, holten sie Joe aus dem Wasser, bevor er unterging. Die Taupfuser hatten wohl den Anprall des Schiffes gemilbert, doch Joe war besinnungslos, und Blutstropfen standen auf seiner Lippe. Die Leute leaten ihn auf die Erde, und sie hielten es für ganz selbstverständlich, daß die kleine „Murse“ den Kopf des Verletzten in ihren Schoß nahm. Das war Dankespflicht.

Doch dann wunderten sie sich, daß die Weiße mit dem Besinnungslosten sprach: „Joe, Joe, antworte doch! Joe, jetzt bist du ein ganzer Mann!“

Da schlug Joe die Augen auf, und aus seiner wunden Brust kam ein Seufzer. Doch der war ohne Schmerz, wie erlöst, und die blutigen Lippen lächelten. Denn Joe, der einstige Strolch von Schanghai, war noch zu schwach und wund, um sein Versprechen in Worte kleiden zu können.

## Der Urwald schweigt.

Von Bernhard Schröder-Wiborg.

Feurige, schwarzumrandete Blumen blühen im Violett vor dem meergrünen, grundlosen Himmel. Langarmige Wesen schlängeln sich, greifen in den Horizont, das fliehende Lebenslicht zu halten. — Die Sonne ist weg. Aus einer Lagune starren unzählige weiße Finger in die werdende Nacht der brasilianischen Wildnis. Auf dem durch einen schmalen Landstreifen von dem Seichtwasser getrennten Fluß treibt ein düsterer Strich. Er verjängt sich im Ufergestrüpp, läßt drei verschwommene Gestalten los, die tierartig die Böschung hinan gleiten. Und kein Laut, kein einziges Geräusch der Wirklichkeit. — Traum? Drei Klutten knallen. Drei Schrotladungen zischen ihr Todeslied über die Lagune. Noch singen die Schrote, da donnert es wieder. Eine aufrauschende Flügelwolke trägt die langen weißen Finger nach Morgen zu in den Himmel.

„Nach Osten!“ sagte eine Stimme. „Sie ziehen immer in derselben Richtung. Wir werden die Kolonie finden“, klingt eine Antwort.

Der Mensch ist da und der weiße Edelreißer wird sterben, mag er sich auch in die letzte Einsamkeit verfliegen.

Die drei Jäger fischen die geschossenen Reiher aus dem Wasser. Bald haben sie sich zum Ufer zurückgefunden. Ein Flämmchen flackert auf, eine Flamme, ein riesiges Feuer loht. Die Reiher werden ihrer wenigen guten Schmuckfedern beraubt. Hin und wieder gießt ein Jäger Salzwasser über einen am Spiel schmorenden Nasenbären.

Nach der Mahlzeit liegen die Männer an dem sinkenden Feuer. Einer von ihnen ist Schwede, die beiden andern sind Italiener. Einer von den Dunkelhaarigen ist gezeichnet. Ein angeschossener Reiher rief ihm vor Jahren ein Auge aus.

Die drei rauchen. Der Wald knackt. Tiere gehen um die Klammern flackern sich ein, kriechen bläulich in die Aste. Noch schaukelt der große Einbaum unter den sich Hineinlegenden Männern, dann liegt er bewegungslos in der Nacht. Der Nachtreiher im Bambus dreht fortwährend den Kopf, so daß sein dumpf zitternder Laut von allen Seiten die drei Menschen überfällt.

Die Morgensonne findet in der Uferlichung statt der Jäger einen am Waldbrand sichernden roten Mähne wolf. Geduckt, mit gestäubter Mähne schleicht er zur Feuerstelle. Das Splintern der Knochenreste zwischen den Zähnen des Raubtieres ist das einzige Geräusch in dieser lautlosen Stille weltverlorener Tagwerdung. Die immer heller er-



krählende Sonne treibt das große Buschfeuer in den ewig dämmerigen Wald zurück.

Weiter oberhalb paddeln die Jäger schweißblank gegen den Strom. Nachmittags liegt das Kanu am Ende einer langen Bucht. Mit grohen, schwerförmigen Buschmessern arbeiten sich die drei durch das Unterholz. Abends gehen die Jäger zu ihrem Einbaum zurück und schlafen unter ihren Moskitonehen.

Am andern Tag wandern sie weiter. Plötzlich stehen die Männer wie Steine. Vor ihnen grünblaut das Wasser eines kleinen Sees. Gleich einer bewaldeten Insel ragt mitten im See ein Wunder. Die Bäume sind ohne Blätter, dafür aber mit unnatürlich grohen weißleuchtenden Blüten übersät. Die Reiherkolonie ist gefunden. Zweimal gehen die Jäger zum Fluß, dann liegt das Kanu wieder mit den Geräten, mit der Unmenge an Patronen neubeladen, am Seeufer. Schon ist es dunkel, als sie sich einschiffen und abstoßen. Nach Stunden erreichen sie die Insel. Bald haben sie gegessen und sinken alle drei hintenüber. Die Urwaldnacht ist wie ein unablässiges Horchen. „Es waren lauter schneeweiße Vögel, Mutter!“ — Der Schwede träumt.

Flintenschüsse erschüttern die kleine Insel am Morgen. Die Altreiber fliegen ab, kommen wieder, lassen die in den Nestern lockenden Jungen nicht. Die Flinten knallen fast ununterbrochen bis zum Abend. Die Klage der verwaisenen Jungreihher erfüllt die Finsternis. Der Schwede erträgt es nicht, hält sich die Ohren zu, will schießen, die jungen Vögel vom Hungertod erlösen. Lachend fallen ihm die Italiener in den Arm. Jetzt müssen sie Patronen sparen. Ein gewaltiges Holzfeuer wird entfacht. Mit blühendem Buschmesser, rot vom Feuer springen die drei wie gelagte Teufel in den Wald, zurück vom Feuer, hin und her die halbe Nacht. Weiße Berge türmen sich um den Brand. Die Jäger bleiben jetzt, ihre blutigen Finger greifen in das Weiß.

Eine Stunde vor Tag bereitet der Schwede die Mahlzeit. Seine Kameraden haben die gebündelten Federn ins Boot getragen und machen es fahrtbereit. Das Geschrei der hungernden Jungreihher peinigt den Schweden. Er will fort, dreht eilig den Spießbraten. Endlich können seine Freunde essen. Er ruft, keine Antwort. Er brüllt, horcht, hört nur die Reihher. Er stolpert über die weißen Vogel-leichen, springt auf, steht am Ufer. Das Kanu mit den Jägern ist weg. Der Schwede ist allein — mit dem Tode.

Die Italiener sind schnell drüben und haben bald Boot, Beute und Waffen, darunter auch die Flinte des Schweden, zum Fluße zurückgeschafft. Sie lassen sich stromab treiben und schlafen. In der Nacht gerät das Kanu in überhängende Zweige und liegt still.

Die neue Sonne weckt den Einäugigen zuerst. Sein erster Blick gilt der Jagdbeute, die ein großes Vermögen darstellt. Habgier und Mordlust stehen in seinem Gesicht. Jetzt erschrickt er über den schweigenden Wald und begreift, daß sie angetrieben sind. Da wird auch sein Gefährte wach. Der flucht über die Antrift und greift sofort zur Paddel. Da fährt ihm ein Messer in den Rücken. Er kippt, will sich halten, das Boot kentert. Im Wasser kraucht sich der Gestochene an den Einäugigen. Plötzlich kreischt dieser: „Piranhas!“ Die Raubfische, angelockt durch das Blut des Verwundeten, schießen in Unmengen auf die beiden ringenden Menschen los. Das spritzende Wasser glitzert silbern von den kleinen Urwaldhaien. Ihr furchbares Gebiß arbeitet schnell. Ein von unten gehobener abgenagter Menschenschädel taucht auf, nicht unter den Stößen der Ränder, wird hinuntergerissen. Das Toben läßt nach. Das Wasser wird ruhig wie vorher. Der Urwald schweigt . . .



## Bunte Chronik



\* Der abergläubische Diplomat. Daß auch ein Diplomat unter Umständen, abergläubisch sein kann, bewies der ägyptische Gesandte am persischen Hof, Ismail Kamil Bei, der seinen Posten in Teheran fluchtartig verließ, nachdem er telegraphisch seine Demission eingereicht hatte. Die Gründe zu diesem ungewöhnlichen Schritt sicherten erst durch, als sich Kamil Bei schon auf dem Weg nach Kairo in Beirut befand. Der Gesandte gab unummwunden zu, daß keinerlei politische Gründe seinen Rücktritt veranlaßt hätten, sondern böse

Vorzeichen, die ihn auf Schritt und Tritt begleitet hätten. Er sei fest entschlossen, nach Ägypten zurückzufahren, „bevor es zu spät sei“. Das erste schlechte Omen war ein Autounfall in der Wüste auf dem Weg nach Teheran, bei dem sein Chauffeur getötet wurde, er selbst solche Verletzungen erlitt, daß er wochenlang in Bagdad im Krankenhaus lag. Kaum hatte er aber nach seiner Genesung zum erstenmal die Büroräume der Gesandtschaft betreten, als die Decke einfiel und er nur mit knapper Not und Mühe mit dem Leben davon kam. Da außerdem seine beiden Vorgänger kurz nach ihrer Ankunft in Teheran gestorben waren, kam der Gesandte zur Erkenntnis, daß der Himmel dem Beiseher einer ägyptischen Gesandtschaft in Persien ungnädig gegenüberstehe. Als Familienvater erkannte er demgemäß, daß es seine Pflicht sei, sofort nach Kairo zurückzukehren. Innerhalb eines Tages packte er seine Sachen zusammen und verließ mit Kind und Kegel die ungasliche Stätte. Hoffentlich wird es der Ägyptischen Regierung gelingen, in Zukunft einen weniger abergläubischen Gesandten für Teheran zu finden und hoffentlich wird dieser neue Vertreter mehr Glück haben als seine Vorgänger.

\* Schriftsteller-Brigaden in Sowjetrußland. Die allgemeine Militarisierung des Lebens stellt bekanntlich einen charakteristischen Zug der heutigen Verhältnisse in der Sowjetunion dar. Nicht nur Arbeiter-Stoßtrupps und Techniker-Sturmabteilungen, auch Schriftsteller-Brigaden werden dort in immer größerer Zahl gebildet. Jede solche Brigade besteht aus sechs bis zwölf Mitgliebern und wird von dem Verein revolutionärer Sowjetverfasser geleitet. Auf Ordre der Regierung oder des Vereins kann jede Brigade mobil gemacht werden, um in die Kampflinie zu treten. Sie muß sich an der betreffenden Stelle einfinden, um schriftlich oder mündlich eine Propagandatätigkeit zu entwickeln oder einen Sieg an der Front des industriellen Ausbaus literarisch zu erfassen. Der sowjetrußische Schriftsteller und Dichter Besimenski wurde mit noch vier Kollegen nach der Stadt Dnepropetrowsk geschickt, wo ein Stahl- und Eisenwerk im Entstehen begriffen ist. Nun erstattete Besimenski einen Rapport über die Taten, die von seiner Brigade an dieser Industrie-front vollbracht worden sind. Es ist keine Kleinigkeit, von sechs Uhr morgens bis Mitternacht fast ununterbrochen zu reden und zu schreiben. Die Brigadiere schreiben nicht nur für die Presse. Sie liefern ihr Material auch den sogenannten „Wandzeitungen“. Es sind große mit der Hand beschriebene Papierbogen, die in jeder Werkstatt und allen öffentlichen Institutionen des Sowjetlandes auf ein großes Brett genagelt werden und verschiedenes Material über die Leistungen und Fehlgriffe des betreffenden Unternehmens enthalten.



## Lustige Rundschau



Im Badezimmer.



„Aber Kinder, warum schreit ihr denn so?“  
„Wir spielen Schiffbruch, Mutter, und da will Gannut nicht untergehen.“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Sepke; gedruckt und herausgegeben von H. Dittmann L. a. o. v., beide in Bromberg.